

II. GESELLSCHAFT UND GESCHLECHT

Uta Pohl-Patalong

Sprache und Geschlecht

Sprache prägt unser Denken, Fühlen und Handeln. Mit Sprache nehmen wir Kontakt auf, kommunizieren und drücken Meinungen und Überzeugungen aus - mit dem, was wir sagen, aber auch in den Worten, die wir dafür benutzen. Sprache prägt unsere Wirklichkeit - auf der anderen Seite ist sie aber auch ein Spiegelbild der jeweiligen Verhältnisse. Die Sensibilität für Sprache wächst, das Bemühen um eine korrekte Sprache setzt sich langsam auch in Deutschland durch. Dies gilt für unterschiedliche Bereiche - gegenüber Menschen aus anderen Ländern, mit anderen Hautfarben oder mit Behinderungen, am auffälligsten schlägt sich jedoch das Engagement für Korrektheit zwischen den Geschlechtern in der Sprache nieder. Es bedeutet nämlich nicht nur, bestimmte Worte zu ersetzen, sondern die Sprache insgesamt wird 'inklusiv', d.h. es werden durchweg Formen verwendet, die Frauen einschließen.¹

Sprache als Spiegel des gesellschaftlichen Androzentrismus

Inklusiv zu sprechen, verändert die deutsche Sprache mehr als z.B. die englische, da es in ihr kaum geschlechtsneutrale Bezeichnungen für Menschen und menschliche Gruppen gibt (wie 'teacher' im Englischen, was dann mit 'he' oder 'she' weitergeführt werden kann), so daß wir auf geschlechtsspezifische Ausdrücke angewiesen sind. In der Regel ist dabei die Grundform die maskuline, von der die feminine durch Hinzufügen der Endung -in abgeleitet wird. Historisch spiegelt sich in dieser grammatischen Regel die Tatsache, daß die meisten Bezeichnungen dem Bereich der Titel und Berufsbezeichnungen entstammen, die ehemals Männern vorbehalten waren. Frauen wurden auch rechtlich nicht als vollständige Personen betrachtet, so daß es ursprünglich tatsächlich nur männliche Schuldner und Gläubiger gab. Formulierungen wie im 10. Gebot ("Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Knecht, Magd, Vieh noch alles, was sein ist") oder die 'Brüderlichkeit' der französischen Revolution haben nicht nur sprachlich

ausschließlich Männer im Blick, sondern bilden auch eine Wirklichkeit ab, die Frauen von der Verantwortung für das Hauswesen, in der Rechtsstellung oder im Wahlrecht ausschloß.

Es gibt jedoch einige Ausnahmen, in denen die maskuline Form von der femininen abgeleitet wird, wie Braut, Witwe oder Hexe. Das geschieht dann, wenn Lebensbereiche berührt sind, die für Frauen als wichtiger angesehen werden als für Männer bzw. wenn die Begriffe als Symbol für ein bestimmtes Frauenbild benutzt werden. Dies unterstützt die These, daß inhaltliche Begründungen für die grammatische Grundform verantwortlich sind, die grammatische Regel also "nicht aus linguistischer Notwendigkeit, sondern auf Grund sozialer Bewertung entstanden ist"².

Die grammatische Ungleichheit zwischen den Geschlechtern beschränkt sich jedoch nicht auf die Vergangenheit. Besonders deutlich zeigen dies Veränderungen von Berufsbezeichnungen in ursprünglich reinen Frauenberufen, die in den letzten Jahrzehnten auch von Männern ergriffen wurden. So heißt die männliche Hebamme nicht etwa Hebammereich, sondern Entbindungspfleger, die männliche Kindergärtnerin wird als Erzieher bezeichnet, statt Krankenbrüder gibt es Krankenpfleger etc. Die Beispiele zeigen zudem eine inhaltliche Verschiebung des Berufsbildes in Richtung von Professionalisierung und Aufwertung der Tätigkeit, sobald sie von Männern ausgeübt wird.

Die Grammatik läßt also die männliche Bezeichnung als normal und grundlegend erscheinen, die weibliche Berufstätigkeit hingegen als einen kennzeichnungswürdigen Sonderfall.³ Das gleiche Denkmuster, die Frau als Besonderheit zu kennzeichnen, zeigt sich, wenn im gleichen Zusammenhang der Mann als 'Müller', die Frau jedoch als 'Frau Schulze' oder 'Rita Schulze' bezeichnet wird. Aber auch jenseits des beruflichen Bereichs drückt das feminine Genus sprachlich "das Spezielle, eine Untergruppe, eine Abweichung von der männlichen Norm"⁴ aus. Die Sprache bildet damit exakt den gesellschaftlichen

¹ Der Ausdruck 'inklusive Sprache' ist eine direkte Übersetzung von 'inclusive language' und im Deutschen etwas verwirrend, weil damit auch das Gegenteil des Gemeinten bezeichnet sein könnte: ein Einschließen dergestalt, daß Frauen in männlichen Begriffen 'mitgemeint' sind. Mittlerweile wird daher häufig von 'gerechter' oder 'geschlechtergerechter' Sprache gesprochen. Gesamtgesellschaftlich hat sich der Begriff 'inklusiv' jedoch mittlerweile etabliert, so daß ich ihn beibehalten möchte.

² H. Bussmann, Das Genus, die Grammatik und der Mensch: Geschlechterdifferenz in den Sprachwissenschaften, in: dies. / R. Hof (Hg.), Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften, Stuttgart 1995, 114-160, 138f.

³ Das Besondere einer weiblichen Berufstätigkeit, gerade wenn sie überdurchschnittlich erfolgreich ist, zeigt sich sehr schön in dem Ausdruck 'Karrierefrau' - daß Männer Karriere machen, scheint so normal, daß es den Ausdruck 'Karrieremann' offensichtlich nicht braucht, vgl. F. Braun, Was hat Sprache mit Geschlecht zu tun? Zum Stand linguistischer Frauenforschung, in: U. Pasero (Hg.), Frauenforschung in universitären Disziplinen, Opladen 1995, 189-229, 204.

⁴ H. Wegener, Von Kindergärtnerinnen, Amtsfrauen und Ratsdamen: Sprachkritik und Sprachpolitik in feministischem Interesse, in: dies./H. Köhler/C. Kopsch, Frauen fordern eine gerechte Sprache, Gütersloh 1990, 9-24, 12.

Androzentrismus ab, der Mannsein und Männlichkeit als das Normale nimmt und Frauen als das "andere Geschlecht"¹ definiert. So kann im Englischen und im Lateinischen konsequent das Wort 'man' bzw. 'homo' sowohl 'Mensch' als auch 'Mann' meinen. Diese Gleichsetzung von Mann und Mensch bis in die Gegenwart zeigt sich besonders deutlich in sprachlichen Ausrutschern. So finden sich Sätze wie "die prähistorischen Menschen waren Großwildjäger, deren Frauen eßbare Pflanzen und Wurzeln sammeln"² oder "kein gesunder Mensch kann drei oder sechs Wochen ohne Frau auskommen"³. Auch Formulierungen, die Frauen, Schwarze, Behinderte 'und andere Minderheiten' zusammenfassen oder Bezeichnungen wie 'Ministerium für Frauen, Jugend und Senioren' gehen von Männern (im berufstätigen Alter) als Normalität aus. Mit Sprache wird also insgesamt "eine Vorrangstellung des Männlichen vor dem Weiblichen zum Ausdruck gebracht, die der gesellschaftlichen Rollenzuweisung entspricht und Frauen und Männer in ihrem Selbstwertgefühl grundlegend prägt"⁴.

Die sprachliche Unterordnung der weiblichen unter die männliche Form wird im Deutschen weitergeführt und verstärkt durch den sogenannten 'generischen Plural' - die Regel, daß der maskuline Plural sowohl rein männliche wie auch gemischtgeschlechtliche Gruppen bezeichnen kann. Aus 99 Pastorinnen können auf diese Weise durch Hinzutreten eines Mannes plötzlich 100 Pastoren werden. Frauen haben dadurch je nach sprachlichem Kontext, Wahrscheinlichkeit oder gängiger Praxis blitzschnell zu entscheiden, ob sie mitgemeint sind oder nicht. Wenn es beispielsweise heißt: "Die Schüler haben nächste Woche Schwimmen", müssen die Mädchen sofort entscheiden, ob sie nun ihren Badeanzug mitbringen müssen oder nicht. Die maskuline Form wird auch bei Zusammenfassungen und Verallgemeinerungen zum Oberbegriff: jemand geht 'zum Arzt', auch die Lehrerinnen setzen sich in der Pause ins 'Lehrerzimmer' etc. Auf diese Weise können auch in singularischen Formen Frauen 'mitgemeint' sein ('der Bürger entscheidet', 'der kirchliche Mitarbeiter hat die Pflicht ...').

Rein grammatisch können wiederum durchaus auch weibliche Formen als Oberbegriff fungieren, denn Katzen schließen Kater und Gänse Ganter ein. Erneut ist dies also keine beliebige Übereinkunft, sondern "das Maskulinum wurde... deshalb zur Allgemeinform, weil Frauen einen niedrigeren Status haben. Der Mann ist der eigentliche Mensch, zumindest aber der angesehenere Vertreter der Klasse Mensch. Deshalb galt auch das maskuline Genus als wertvoller und

wurde von den Grammatikern als richtige Form vorgeschrieben."⁵

Das generische Maskulinum erfüllt jedoch seine übergreifende Funktion für beide Geschlechter schlecht. "Zahlreiche psycholinguistische Experimente zum Verständnis der generischen Lesart maskuliner Formen in verschiedenen Sprachen haben erwiesen, daß - allen normativen Grammatiken zum Trotz - maskuline Formen durchaus nicht konsistent als auf beide Geschlechter verweisend verstanden werden, sondern tendenziell eher geschlechtsspezifisch interpretiert und somit nur auf männliche Referenten bezogen werden."⁶ Testpersonen, die aufgefordert wurden zu illustrieren, welche Bilder das generische Maskulinum in ihren Köpfen auslöst, assoziierten überwiegend Männer.⁷ Sprache bestätigt damit die Dominanz des Männlichen in der Gesellschaft und reproduziert sie ständig. Indem wir die gängigen Sprachnormen internalisiert haben und sie verwenden, übernehmen wir auch bestimmte Denk- und Wahrnehmungsmuster, die stärker an Männern als an Frauen orientiert sind. "Wer stellt sich Maria Magdalena vor, wenn vom Jüngerkreis die Rede ist? Wer denkt an Rosa Luxemburg, wenn an ermordete Arbeiterführer erinnert wird? Wer weiß, daß die Väter des Grundgesetzes erheblich von vier Müttern in der verfassungsgebenden Versammlung zu lernen hatten?"⁸

Sprache ist damit ein Spiegelbild der Normen, Werte und Rollenbilder, prägt aber gleichzeitig auch Gedanken, Einstellungen und Vorstellungen. Sprache und gesellschaftliche Wirklichkeit beeinflussen sich wechselseitig. Daher erscheint es einerseits logisch, den veränderten Geschlechterverhältnissen durch Veränderungen der Sprache Rechnung zu tragen, andererseits auch geboten, die Emanzipation aus traditionellen Rollenvorstellungen mittels Sprache voranzutreiben bzw. androzentrischen Mustern entgegenzuwirken.

Das Engagement für eine inklusive Sprache besitzt also zu Recht große Wichtigkeit im feministischen Diskurs. "Insofern sich feministische Theorie und Politik also gegen jegliche Form frauenfeindlicher Tendenzen... richten, spielt die Sprache mit ihrer Veränderbarkeit als Widerspiegelung oder Bewahrerin historisch gewachsenen Denkens und als Vermittlungsinstrument neuer Sichtweisen eine entscheidende Rolle."⁹ Daß die Sprache nur ein Aspekt des komplexen Geschlechterverhältnisses ist und gerechte Sprache noch nicht gleichbedeutend mit gerechten

¹ S. de Beauvoir, Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau, (1949) Reinbek 1968.

² N. Elias, Wandlungen der Wir-Ich-Balance, in: ders., Die Gesellschaft der Individuen (hg. von M. Schröter), Frankfurt 1987, 229.

³ Fußballtrainer Otto Rehhagel über mehrwöchige Trainingslager, zitiert nach L. Pusch, Das Deutsche als Männersprache, Frankfurt 1984, 107.

⁴ Wegener, Von Kindergärtnerinnen, Ratsfrauen und Amtsdamen, 11.

⁵ Braun, Was hat Sprache mit Geschlecht zu tun?, 206.

⁶ Bußmann, Das Genus, die Grammatik und - der Mensch, 139.

⁷ Vgl. S. Trömel-Plötz, Frauensprache - Sprache der Veränderung, Frankfurt 1982, 38, 65 und 137.

⁸ Wegener, Von Kindergärtnerinnen, Ratsfrauen und Amtsdamen, 18.

⁹ Bußmann, Das Genus, die Grammatik und - der Mensch, 128.

Verhältnissen sein muß, dürfte dabei selbstverständlich sein.¹

Inklusiv und möglichst elegant - Möglichkeiten geschlechtergerechter Formulierung

Daß in der deutschen Sprache in der Regel die weibliche von der männlichen Form abgeleitet wird, ist nicht veränderbar, ohne die deutsche Sprache neu zu erfinden. Die grammatische Form kann aber als eine historische deutlich werden, wenn die Möglichkeiten inklusiver Sprache genutzt werden und der sprachliche Ausschluß von Frauen nicht ständig reproduziert wird.

Zentrale Bedeutung für eine inklusive Sprache hat die Ablehnung des generischen Plurals und damit eine Beschränkung der maskulinen Pluralform auf rein männliche Gruppen. Für die Bezeichnung gemischtgeschlechtlicher Gruppen gibt es unterschiedliche Möglichkeiten. Das 'große I' (wie in 'MitarbeiterInnen') und der Schrägstrich ('Mitarbeiter/innen') haben sich in manchen Kreisen eingebürgert, sind aber nach wie vor umstritten. Beiden Lösungen wird mangelnde Eleganz und die Beschränkung auf schriftliche Sprache vorgeworfen. Ersteres dürfte vor allem eine Frage der Gewöhnung sein. Das zweite Problem erscheint ebenfalls durchaus lösbar - praktisch mit einer eingefügten kleinen Pause im Wort (also gesprochen 'Mitarbeiter'innen'), reflexiv mit der Erinnerung an sonstige Lesegewohnheiten - "als wären wir nicht längst darauf trainiert, sehr viel undurchsichtigere Abkürzungen in der mündlichen Rede ohne Zögern aufzulösen"².

Unzweifelhaft korrekt wirkt die Nennung von weiblicher und männlicher Form nacheinander, verbunden durch 'und', 'oder' oder 'bzw.' (also 'Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter'). Dieser Lösung wird häufig der Vorwurf von Länge und Umständlichkeit gemacht. Die deutsche Sprache ist jedoch insgesamt voll von Füllwörtern, und "die Zivilität des sprachlichen Ausdrucks hat immer schon darin bestanden, einigen sprachlichen Mehraufwand zu treiben für etwas, das man grob auch knapper sagen kann. Mit militärischer Kürze ist Zivilität nicht zu haben."³ Sprachlich kompliziert wird es tatsächlich jedoch dann, wenn mehrere Pronomina hintereinander folgen. In diesen Fällen bietet sich eine Partizipialkonstruktion an ('die Mitarbeitenden'), die im Deutschen sowieso bei vielen

Ausdrücken gebräuchlich ist ('die Abgeordneten', die 'Erziehungsberechtigten', 'die Steuerpflichtigen' etc.). Häufig läßt sich auch eine andere neutrale Formulierung finden, die Frauen und Männer gleichermaßen einschließt wie 'die Lehrperson', 'die Fachkraft', 'die Leitung' oder 'das Präsidium'. Auch die Umformulierung ins Passiv oder in neutrale Formen ist häufig eine sinnvolle Möglichkeit (also statt: 'Der, der eine Sitzung leitet, sollte seine eigene Uhr mitbringen': 'Wer eine Sitzung leitet, sollte die eigene Uhr mitbringen'). Manchmal sind sinnbewahrende Umstellungen neue Satzverknüpfungen oder Satztrennungen auch sinnvoller als wörtliche Übertragungen.

Zunehmend setzt sich auch der abwechselnde Gebrauch von weiblicher und männlicher Form durch (wie er auch in dieser Zeitschrift verwendet wird), dabei müssen sich Männer allerdings daran gewöhnen, bei weiblichen Formen gelegentlich 'mitgemeint' zu sein.

Eingebürgert hat sich mittlerweile auch der feminine Gebrauch von Pronomina, die ursprünglich rein maskulin verstanden wurden ('Weißt du jemanden, die noch mitarbeiten kann?' 'Ich kenne niemanden, der oder die nicht mitarbeitet.')

Vermutlich haben alle, die sich um inklusive Sprache bemühen, gewisse Vorlieben und Abneigungen gegenüber bestimmten Formen.⁴ Dies trägt zur Vielfalt oder zur Uneinheitlichkeit bei - je nach Einstellung. In jedem Fall spiegelt es die gesellschaftliche Situation adäquat wider, in der vieles im Fluß ist und damit vielfältig und uneinheitlich zugleich erscheint.

Inklusive Sprache im Gottesdienst

Gottesdienstliche Sprache ist zunächst einmal Bestandteil von Sprache allgemein, die oben formulierten Erkenntnisse gelten daher auch für sie. Als Rede von dem und Anrede an den Gott, der alle Menschen zu seinem Ebenbild geschaffen hat, unterliegt sie jedoch einer besonderen Verantwortung: "Wenn unsere Worte der befreienden Botschaft von der umfassenden Liebe Gottes im Wege stehen, sind wir Christinnen und Christen aufgerufen, unsere Worte zu überprüfen und zu verändern ..., damit nicht die Art, wie wir reden, das, was wir sagen wollen, unglaubwürdig macht"⁵.

In den frei formulierten gottesdienstlichen Teilen wie Begrüßung, Predigt, Abkündigungen und Fürbitten

bei der ersten männlichen Form, und die dazu gehörende Anmerkung weist darauf hin, daß der Autor (und manchmal auch die Autorin) im folgenden Frauen mit der männlichen Form grundsätzlich 'mitmeint', wenn die männliche Form genannt. Es besteht Uneinigkeit darüber, ob dies als genauso problematisch zu bewerten ist wie die gleiche Fassung ohne Sternchen oder als noch schlimmer.

⁵ H. Köhler, Frauengerechte Sprache in Gottesdienst und Kirche, in: Ev. Frauenarbeit in Deutschland e.V., Gerechte Sprache in Gottesdienst und Kirche, Frankfurt 1987, 23-31, 23.

¹ Eine entsprechende Befürchtung wird in letzter Zeit gelegentlich geäußert, vgl. z.B. M. Meyer-Blanck, Inszenierung des Evangeliums. Ein kurzer Gang durch den Sonntagsgottesdienst nach der Erneuernten Agende, Göttingen 1997, 32.

² Bussman, Das Genus, die Grammatik und - der Mensch, 146, Anm. 34.

³ H. Weinrich, Die Etikette der Gleichheit, Der Spiegel 28 (1994), 163-166, 166.

⁴ Gelegentlich findet sich in Veröffentlichungen auch ein Sternchen

ist demnach eine geschlechtergerechte Sprache in besonderem Maße geboten, wird aber gegenwärtig sehr unterschiedlich praktiziert. Daß Frauen sich als 'Brüder' nicht unbedingt angesprochen fühlen, hat sich mittlerweile herumgesprochen. Daß 'der Nächste' sich sprachlich auf weniger als die Hälfte der Menschheit bezieht, ist dagegen noch nicht allen bewußt. Immer noch werden Formulierungen verwendet, die die Gleichberechtigung von Frauen untergraben oder Frauen als Anhängsel von Männern erscheinen lassen - beispielsweise indem sie nur mit Vornamen benannt werden wie in 'Geheiratet haben Jürgen Schmidt und Karoline, geb. Schulze'.

Der gebotenen sprachlichen Sorgfalt korrespondiert ein sorgfältiger Blick dafür, wo auch in den Inhalten unwillentlich Stereotypen reproduziert werden, wo traditionelle Rollen vorausgesetzt und damit zur Norm erklärt werden, wo Menschen stigmatisiert werden ('wir bitten auch für die Armen, Kranken, Alleinerziehenden und Obdachlosen...'). Statt traditionelle Rollenverhältnisse als Normalität vorzusetzen, sollten die gegenwärtig sehr unterschiedlichen Lebenswirklichkeiten beider Geschlechter im Gottesdienst vorkommen.

Hinsichtlich Liedern hat die neue Fassung des Gesangbuches einige besonders anstößige Formulierungen verändert, blieb jedoch weit hinter den Vorschlägen konsequenter inklusiver Sprache zurück.¹ Wenn der Gemeinde nicht zugemutet werden soll, neue Lieder zu lernen, bleibt nur eine sorgfältige Auswahl von Strophen.

In den geprägten liturgischen Teilen ist die Rede vom 'Herrn' und der sprachliche Ausschluß von Frauen besonders deutlich, andererseits ist eine Veränderung aber auch besonders schwierig und häufig zunächst von Widerständen begleitet. Bei einer behutsamen Einführung, einem neue Traditionen bildenden klar strukturierten Ablauf und Bereitschaft zur Erläuterung von Veränderungen sind aber mittlerweile viele gute Erfahrungen gemacht worden. Es gibt auch Vorschläge für Formulierungen für vielfältige Bilder von Gott und in inklusiver Sprache, die den Arbeitsaufwand in Grenzen halten und der eigenen Kreativität auf die Sprünge helfen.²

So muß beispielsweise das trinitarische Eingangsvortum nicht drei männliche Personen nennen, sondern kann andere Gottesbilder verwenden.

Auch beim Kyrie und Gloria können Formulierungen verwendet werden, die aus dem einseitig männlichen Gottesbild herausführen, wenn sie frei formuliert werden. Statt 'Herr, erbarme dich' kann es heißen 'Christus, erbarme dich' oder 'Gott, erbarme dich'. Das Gleiche gilt für das Gloria.

Wenn Stücke nicht veränderbar sind wie z.B. das apostolische Glaubensbekenntnis, können die Formulierungen mit wenigen Worten als historisch gewachsene deutlich werden. So verändert es schon viel, wenn gesagt wird: "Wir bekennen jetzt unseren christlichen Glauben mit den Worten unserer Väter und Mütter."

Besondere Probleme werfen auch die biblischen Lesungen auf. Die biblischen Texte entstammen einer patriarchalen Gesellschaft, von der wir nicht genau wissen, bei welchen maskulinen Formulierungen Frauen mitgemeint waren und bei welchen nicht. Vermutlich haben sich damals Frauen als 'adelphoi' - 'Brüder' durchaus angesprochen gefühlt, und die neutestamentlichen Briefe weisen inhaltlich auch darauf hin, daß sie an Frauen und Männer adressiert waren. Gerade dann wäre aber eine inhaltlich adäquate Übersetzung heute 'Schwestern und Brüder', um nicht eine Beschränkung auf Männer zu suggerieren, die der Absicht der Briefe nicht entspricht.

An anderen Stellen sind die gängigen deutschen Übersetzungen patriarchaler als der Originaltext. So wird

fordern eine gerechte Sprache, Gütersloh 1990, 102-127, H. Rosenstock/H. Köhler (Hg.), Du Gott, Freundin der Menschen. Neue Texte und Lieder für Andacht und Gottesdienst und jetzt vor allem E. Domay/H. Köhler, der gottesdienst. Liturgische Texte in gerechter Sprache, Bd. 1: Der Gottesdienst, Gütersloh 1998.

³ A.a.O., 17.

⁴ A.a.O., 83.

¹ Vgl. B. Martini, Lieder und Texte im Evangelischen Gesangbuch. Eine feministische Lektüre, in: R. Jost / U. Schweiger, Feministische Impulse für den Gottesdienst, Stuttgart/Berlin/Köln 1996, 59-74 und K. Knohl-Hoberg, Sexismus in den Gesangbuchliedern, in: N. Sommer (Hg.), Nennt uns nicht Brüder, Stuttgart 1985, 310-314.

² Vgl. H. Köhler, Wie Gottesdienst lebendig wird. Gerechte Sprache in der Gemeinde einüben, in: H. Wegener/dies./C. Kopsch, Frauen

die maskuline Form dann generisch (also Frauen einschließend) verstanden, wenn es um allgemeine Aussagen oder untergeordnete Funktionen geht. Maskuline Formen für Titel oder Ämter werden dagegen ausschließlich auf Männer bezogen - aufgrund der Vorannahme, daß solche Positionen Männern vorbehalten waren. Sozialgeschichtliche Untersuchungen und vielfach auch sprachliche Hinweise zeigen jedoch eine andere Wirklichkeit. So wird 'diakonos' für Männer als 'Diakon', für Frauen als 'Diakonisse' übersetzt. 'prostatist' ist bei Männern der Gemeindevorsteher, Frauen sind jedoch 'im Dienst der Gemeinde' (Röm 16,1). Die Apostelin Junia (Röm 16,7) wurde zu einem Mann 'Junias' verändert (obwohl der Name sonst im Griechischen nicht bekannt ist), um nicht akzeptieren zu müssen, daß es Apostelinnen gegeben haben könnte. Bis zum Erweis des Gegenteils sollten Frauen als in der männlichen Form eingeschlossen betrachtet werden, da hinter den Texten tendenziell eine frauenfreundlichere Wirklichkeit zu vermuten ist, als die traditionelle Auslegung sie angenommen hat.¹

Die teilweise mühevoll exegetische Arbeit, um zu einer frauen- und realitätsgerechten Übersetzung biblischer Texte zu kommen, ist mittlerweile jedoch erheblich erleichtert durch den kürzlich herausgekommenen Band 'Die Lesungen' in der Reihe 'Gottesdienste in gerechter Sprache', der alle im Kirchenjahr vorgesehenen Lesungen in eigener Übersetzung bietet.²

Sprechen von Gott

Einer der wesentlichen Kritikpunkte der feministischen Theologie war von ihren Anfängen an die männlich geprägte Rede von Gott. Trotz des Bilderverbotes sind wir darauf angewiesen, in Bildern von Gott zu reden, die unserem Erfahrungshintergrund entstammen. Die Werte einer Gesellschaft spiegeln sich daher im Gottesbild; mit dem, was in einer Gesellschaft als höchster Wert gilt, wird in der Regel auch das Göttliche beschrieben - und andererseits wertet das für Gott verwendete Bild das irdische Pendant auf.

In der jüdisch-christlichen Tradition werden vorwiegend männliche Bilder für Gott verwendet. Gott wird als Vater, Herrscher, König, Richter beschrieben, oder ihm werden Attribute zugelegt, die symbolisch männlich konnotiert sind (der Allmächtige, Allwissende, die höchste Vernunft, der Unveränderliche etc.) - und dies wirkt wiederum zurück auf die dominante Stellung von Männern in der Gesellschaft. "Indem sie (die Theologie, U.P.) Bilder und Begriffe für Gott fast ausschließlich der Welt der herrschenden Männer entnimmt, funktioniert die ererbte Sprache hervor-

gend, um Strukturen und Theorien zu legitimieren, die den herrschenden Männern einen theomorphischen Charakter verleihen."³

Zwar wurde und wird immer wieder betont, daß Gott in menschlichen Kategorien wie dem Geschlecht nicht erfassbar und weder Mann noch Frau ist, dennoch wirken die männlichen Bilder und suggerieren, daß Gott zumindest einem Mann ähnlicher als einer Frau ist, wir angemessener in männlichen als in weiblichen Bildern von Gott sprechen. Bewußt oder unbewußt stellt die Einseitigkeit der Bilder die Gottebenbildlichkeit von Frauen in Frage. Sie wird aber auch Gott nicht gerecht, da sie eine bestimmte Art von Metaphern absolut setzt und "die Höhe und Tiefe und Länge und Weite des göttlichen Geheimnisses"⁴ verdunkelt. Die Schwierigkeit liegt also nicht darin, daß überhaupt männliche Bilder verwendet werden, "denn Männer sind ebenfalls nach dem Bilde Gottes geschaffen und eignen sich folglich, begrenzt als Ausgangspunkte für das Sprechen über Gott zu dienen"⁵. Die feministische Kritik entzündet sich vielmehr an der Verwendung dieser Metaphern. Sie werden zum einen so überwiegend benutzt, daß weibliche Bilder für Gott dahinter verblassen oder ihnen sogar mit Mißtrauen begegnet wird. Sie werden ferner so wörtlich genommen, daß ihr Charakter als Metapher verschwimmt und sie allen Beteuerungen zum Trotz Männlichkeit Gottes suggerieren, wie die durchgängige Verwendung des Pronomens 'er' für Gott zeigt. Zum dritten werden sie mit den Vorstellungen patriarchaler gesellschaftlicher Strukturen über Männer verbunden, so daß sie die traditionellen Geschlechterrollen bestätigen.

Konstruktiv geht die Feministische Theologie unterschiedliche Wege, um die Konzentration auf männliche Gottesbilder zu überwinden. Zunächst einmal werden die vorhandenen weiblichen Bilder für Gott herausgearbeitet, wie z.B. Gott als Gebärende (Jes 42,14), als Hebamme (Ps 22,10f.), als Mutter, die ihre Kinder nicht vergißt (Jes 49,15), als Bäckerin (Mt 13,33 par.), als Frau, die den verlorenen Groschen sucht (Lk 15,8-10) oder als Henne, die ihre Küken unter ihren Flügeln sammelt (Mt 23,37).⁶ Parallel zum Vaterbild werden das Bild der Mutter und die weiblich-mütterlichen Seiten Gottes hervorgehoben. Im Sinne der Befreiung von klassischen Rollenzuschreibungen ist dabei jedoch darauf zu achten, daß nicht die 'Weiblichkeit' Gottes mit tröstenden, erbarmenden, versorgenden und anderen traditionell Frauen zugeschriebenen Eigenschaften verbunden wird. Auch Formulierungen wie 'Gott, der du uns tröstest wie eine Freundin' sind nicht unproblematisch, da weibliche Züge in ein bleibendes männliche Bild integriert

¹ Ausformuliert wurde diese hermeneutische Regel als "Hermeneutik des Verdachts" von E. Schüssler Fiorenza, Zu ihrem Gedächtnis ... Eine feministisch-theologische Rekonstruktion der christlichen Ursprünge, München/Mainz 1988, 77.

² E. Domay / H. Köhler, der gottesdienst. Liturgische Texte in gerechter Sprache, Bd. 3: Die Lesungen, Gütersloh 1998.

³ E. Johnson, Ich bin, die ich bin. Wenn Frauen Gott sagen, Düsseldorf 1994, 36.

⁴ A.a.O., 37.

⁵ A.a.O., 56.

⁶ Vgl. V. Mollenkott, Gott eine Frau? Vergessene Gottesbilder der Bibel, München 1985.

werden und das Männliche weiterhin das umfassende Geschlecht ist, das zuweilen durch weibliche Bilder und Züge bereichert wird.

Eine andere Linie verfolgt der Versuch, die Fixierung auf das Geschlecht zu überwinden und nichtpersonale Bezeichnungen für Gott zu formulieren. Hier kann ebenfalls auf biblische und alte christliche Traditionen zurückgegriffen werden, wenn Gott als der/die Seiende, Quelle des Lebens, Licht der Welt, Kraft, Grund des Seins, Heiliges Geheimnis etc. bezeichnet, oder die dynamische Wirklichkeit Gottes als Verb erfaßt wird. Diese Bilder erinnern in besonderem Maße daran, daß Gott in unseren Kategorien von Weiblichkeit und Männlichkeit nicht aufgeht. In eine ähnliche Richtung gehen Wortschöpfungen, die männliche und weibliche Grammatik in sich vereinen wie Gott/in.¹

Indem sich die Feministische Theologie mit den göttlichen Namen und Bildern beschäftigt, problematisiert sie auch die inhaltlichen Vorstellungen von Gott. Sie stellt fest, daß die gängigen Vorstellungen die Erfahrungen von Männern spiegelt, die innerhalb einer patriarchalen Gesellschaft Verantwortung tragen. In dieser Einseitigkeit sind sie Gott nicht angemessen,

da Gott immer mehr ist, als wir in Bildern aussagen können. Gott wurde lange einseitig als autonomer Herrscher gedacht, dessen Stärke gerade in seiner Unabhängigkeit und in seinem Nicht-Angewiesensein auf andere liegt. Dieses Modell ist durch die Sozialisation von Männern geprägt, die eher als Frauen zur Unabhängigkeit erzogen werden und in dem Angewiesensein auf andere eine Bedrohung sehen. Demgegenüber entwickelt Feministische Theologie eine Gottesvorstellung, die eine enge Beziehung zur Welt eingeht und von dieser berührt wird.² Gott übt Macht nicht als absoluter Herrscher aus, sondern die göttliche Macht ermächtigt andere zu eigenen Möglichkeiten, ohne sie sich zu unterwerfen. Dabei ist es wichtig, an der Freiheit Gottes gegenüber der Welt und an seiner Macht festzuhalten. Das Bild eines unfreien, machtlosen, leidenden Gottes kann Frauen auf ihre klassische Rolle festlegen, anstatt sie zu befreien. Macht und mitleidende Liebe müssen jedoch keine Gegensätze sein, sondern sie sind in Gott vereint.³

Hier zeigt sich besonders deutlich, daß feministische Sprachkritik sich nicht in der Grammatik erschöpft, sondern grundlegende Inhalte unseres Glaubens und Lebens berührt.

Dr. Uta Pohl-Patalong
Evangelisches Zentrum Rissen
Iserberg 1
22559 Hamburg

¹ Vgl. z.B. R. Radford Ruether, *Sexismus und die Rede von Gott. Schritte zu einer anderen Theologie*, Gütersloh 1985, 46ff. Die Diskussion um die Vorstellung einer Göttin wäre noch einmal ein eigenes Thema, das ich hier ausspare.

² Vgl. z.B. C. Heyward, *Und sie rührte sein Kleid an. Eine feministische Theologie der Beziehung*, Stuttgart 1986.

³ Vgl. Johnson, *Ich bin, die ich bin*, 306 und 340f.